

die Einzige bin, die euch nicht verhungern lässt.«

Dann spielte es sich immer gleich ab. Wir kamen in der Nacht an, mit einem voll beladenen Auto, und waren über Stunden unterwegs gewesen. Die letzten Kilometer zogen sich, und wir waren so kaputt und erledigt und jammerten, und schworen, sofort und auf der Stelle ins Bett zu gehen. Aber sobald das Auto knirschend über den Kies der Einfahrt fuhr, war unsere Erschöpfung wie weggeblasen. Sobald wir die Meeresluft atmeten, war keine Müdigkeit mehr zu spüren. Wir rissen uns die Schuhe von den Füßen und spürten das feuchte Gras, und das feine Salz in der Luft legte sich auf uns wie eine zweite Haut.

Und wenn wir Lenica in die Arme fielen, begann der Sommer.

Lenica saß, schon lange bevor wir ankamen, bei uns im Garten. Sie hängte Lampions in die Bäume und stellte Kerzen auf, und es sah dann aus wie auf einer Gartenparty. Sie las und hörte Musik und lackierte sich die Fußnägel in allen Farben, die Nagellackfläschchen vergaß sie manchmal im Gras, und dann fanden wir im folgenden Sommer die Farben des vergangenen. Manchmal schlief sie in der Hängematte ein.

Wenn sie das Auto hörte, sprang sie auf und rannte uns entgegen. Meistens hatte sie schon gekocht oder den Grill angeworfen, und dann grillten wir um Mitternacht Thunfischsteaks und aßen sie mit viel Zitrone. Lenica konnte nicht kochen, behauptete sie jedenfalls, und sie tat so, als hätte sie keine Ahnung, aber das war, wie manches andere, das sie erzählte, glatt gelogen.

Wenn wir dachten, immer noch nicht müde zu sein, spazierten wir durch die sternklare Nacht zum Strand und gingen schwimmen. Der Mond erhellte das Meer, und wir kamen versandet und glücklich wieder nach Hause und wussten, vor uns lag eine endlose Zeit.

Wir schliefen ein mit Sand an unseren Füßen und Salz in den Haaren. Lenica und ich schliefen in meinem alten, knarrenden Bett in der etwas klammen und zerknitterten Leinenbettwäsche. Lenica und ich.

Wir schliefen, und manchmal berührten sich dabei unsere Füße, bis wir von der Sonne geweckt wurden, die durch die Ritzen der Fensterläden fiel.

Len und ich schliefen am liebsten sehr lange, so lange, dass die anderen sich über uns lustig machten.

Wenn wir wach waren, begannen wir zu reden, und zwischendurch ging ich in die Küche und kochte uns Milchkaffee und machte Honigbrote, und dann blieben wir im Bett und irgendwann klebte alles, und wir redeten weiter, als ob keine Nacht und kein Jahr dazwischengelegen hätten. Manchmal schliefen wir danach einfach wieder ein. Und manchmal kamen Fanny und Marie dazu, die schon nützliche Dinge gemacht

hatten, wie in der Hängematte gelegen und den Lavendel von den Brennesseln befreit. Dann saßen wir zu viert im Bett und brachten uns auf den neuesten Stand. Wenn nichts Spannendes passiert war, keine neuen Lieben – was zu der Zeit eigentlich unser einziges Thema war –, keine Familiendramen, keine weitreichenden Erfolge in der Schule, im Studium oder in irgendetwas, was wir sonst taten, dann nannten wir es das Jahr der Nichtereignisse. Es gab zahlreiche Jahre der Nichtereignisse. So wie später auch die Jahre der Ereignisse.

In den Jahren der Nichtereignisse schmiedeten wir Pläne, wie unser Leben verlaufen könnte, was werden könnte, was wir machen wollten. Wir jagten den allerschönsten Fantasien nach, und das war etwas, was man nur mit allerbesten Freundinnen konnte. Wir malten uns die Männer aus, mit denen wir zusammen sein wollten, und überlegten, wie wir unsere Kinder nennen würden, Marie sagte: »Ich will doch keine Kinder, bin ich irre«, Fanny sagte: »Ich will einen ganzen Haufen, ich finde das eine tolle Vorstellung, und ihr werdet alle Patentanten«, und vor allem wollten wir alle Kinder nach uns allen nennen. »Und wenn irgendeine von uns einen Jungen bekommt?«, fragte ich. – »Den nennen wir dann wie unsere jeweiligen Exmänner.« – »Warum haben wir Exmänner? Ich dachte, wir sind alle glücklich.« – »Du willst doch wohl mehrmals heiraten! Man muss doch aus seinen Fehlern lernen!« – »Ach, so nennst du das.«

Wir redeten darüber, was wir werden wollten, und vor allem darüber, was wir nicht werden wollten, wie wir niemals werden wollten: verbittert und alt und spießig. Und vor allem wollten wir für immer zusammenbleiben.

Jedenfalls ganz gleich, wie wir unsere Tage verbrachten, wir fanden uns immer irgendwann am Felsen zusammen.

Es gab zwei Fahrräder, die eigentlich Lenicas Eltern gehörten und die aussahen, als wäre schon Brigitte Bardot darauf über die Hügel von Saint-Tropez geradelt. Es war nicht weit, zehn Minuten über die kleine Schotterstraße und dann den Küstenpfad entlang, bis man nach rechts abbog, um ans Meer hinunterzuklettern. Bei Ebbe erstreckte sich um den Felsen herum eine kleine Bucht, dann konnte man im Sand liegen, aber bei Flut, und das war am allerschönsten, gab es nur den Felsen und man konnte direkt ins Wasser springen. Der Felsen war ziemlich breit und nicht sehr hoch und fiel flach zum Sand ab, und er hatte eine große, nicht ganz glatte, aber dennoch angenehme Liegefläche. Selbst wenn wir zu mehreren waren, bot er genug Platz für uns alle. Wir wurden von ihm liebevoll behandelt, im Sommer war er ganz warm und angenehm, wenn wir aus dem kalten Wasser kamen, und wenn es kühler war, schützte uns der Felsen vor dem Wind und wir konnten in Ruhe daliegen und lesen.

Unser Zeug nahm den ganzen Felsen ein. Wir verteilten alles darauf, es sah aus wie

beim Flohmarkt, wir schleppten immer den ganzen Hausrat mit. Decken und Bücher und Flaschen und Jacken, falls es kühler würde, Sonnencreme und haufenweise mixed tapes für den Kassettenrecorder und Baguette und Käse und Melone. Ich weiß nicht, wer von uns das meiste mitschleppte. Wir wollten alle dasselbe, und zu jener Zeit waren wir uns alle sehr ähnlich. Das dachten wir zumindest, und wir fühlten es. Die grundlegenden Unterschiede stellten wir erst später fest, und dann war es schon zu spät. Damals wollten wir es aber auch nicht anders.

Lenica hatte die Angewohnheit, in einem langsamen Ritual ins Wasser zu gehen. Zunächst nur bis zu den Knien. Dann benetzte sie sich die Oberschenkel mit Wasser und blieb stehen und blickte in die Weite, auf den Horizont, als würde sie da etwas suchen. Ich schwamm voraus, tauchte unter und schaute dann zurück, um Lenica zu beobachten. Ich mochte es, wie gewissenhaft sie den immer gleichen Ablauf der Bewegungen vollführte. Einmal bemerkte ich, wie auch Sean sie dabei beobachtete. Er war schon weiter geschwommen als ich, schwamm ein Stück zurück, paddelte auf der Stelle und sah in ihre Richtung, und als er merkte, dass ich es merkte, tauchte er unter.

Wir verbrachten unsere Tage immer im gleichen Rhythmus, und dennoch waren sie nie gleich. Was vor allem an Lenica lag. Eigentlich nur an Lenica. Sie war immer anders.

Len und ich liefen viel am Strand entlang, und sie erzählte mir Geschichten von ihrer Kindheit, ihren Eltern, ihrem Vater Édouard, der Käse herstellte. Sie wohnten in einem romantisch verfallenen Steinhaus, das ich sehr mochte, obwohl ich nur selten dort war. Es war nicht klein, dennoch bewohnten Len und Héloïse gemeinsam ein Zimmer unter dem Dach, sie hatten es mit einem hübschen, aber nicht sehr effektiven Paravent geteilt, über dem so viele Klamotten hingen, dass man das Gefühl hatte, er würde gleich zusammenbrechen. Édouard hatte ein Schlafsofa im Anbau, wo er seinen Käse machte und der an den Ziegenstall grenzte. Wir liebten das »Käsezimmer«, wie wir es nannten, es roch so gut, ein bisschen säuerlich, ein bisschen nach Ziegen und nach Holz, und es war dunkel und kühl. Der Garten war ursprünglich riesig gewesen, musste dann aber nach und nach dem Stall und dem Anbau weichen. Jetzt war der Garten noch immer groß und verwildert und sehr romantisch, mit Apfel- und Quittenbäumen, die Lens Vater im Herbst erntete. Aus den Früchten bereitete er Gelee, das man zu seinem Käse aß.

Lenica war ihrem Vater sehr nah und hatte als Kind mit ihm in langen Sommernächten Sternschnuppen beobachtet. Von ihrer Mutter, die andauernd unterwegs war – sie war Schauspielerin und drehte mit ziemlich berühmten Regisseuren –, sprach sie weniger. Ich kannte Lens Mutter und hatte alle ihre Filme

gesehen. Sie war toll. Eine Schönheit, ganz wie Len, obwohl sie sich überhaupt nicht ähnlich sahen, Len sah vielmehr aus wie ihr Vater. Lens Mutter Nadia war blond und zierlich und bewegte sich wie eine Balletttänzerin. Sie lachte laut und glockenhell, und das war wirklich schön anzuhören. Sie redete über ihre Kinder, als seien sie gar nicht ihre Kinder, sondern seltsame, leuchtende Zauberwesen, die ihr gefielen, aber ihr fremd waren. Lens Vater betete seine Frau sichtlich an, auch wenn sie ihn eher wie ihren Dienstboten behandelte, freundlich, aber vollkommen distanziert und unpersönlich. Ich hatte sie nur einmal gesehen. Vielleicht war sie sonst ja auch ganz anders.

Nadia bewohnte einen riesigen Raum mit Ankleidezimmer in dem romantischen Steinhaus, wenn sie da war. Len mochte die Klamotten ihrer Mutter, auch die blonde Perücke war von ihr, und konnte sich immer alles ausleihen, ohne dass ihre Mutter etwas merkte, weil sie einfach so unendlich viele Klamotten hatte. Aber ihre Mutter, sagte Len, mochte sie nicht. Ich fand es ziemlich hart, das so zu sagen. Außerdem glaubte ich nicht, dass es stimmte.

Len brachte mich immer zum Nachdenken, sie brachte mich dazu, Dinge zu denken und zu sagen – und zu tun –, die ich mich davor nie getraut hätte.

Len erzählte mir auch von ihrem Onkel, dem Bruder ihres Vaters, der der Briefträger des Ortes war, ein sehr großer dunkelhaariger Mann, den ich schon lange kannte, lange noch, bevor ich wusste, dass es ihr Onkel war. Er hieß Yann und kam immer zur Terrassentür, um uns die Post zu bringen, weil wir keinen Briefkasten hatten. Er schritt dann ganz gemächlich, aber doch schwungvoll federnd durch den ganzen Garten und winkte schon von Weitem. Dann plauderten wir etwas, er war stets eine angenehme Mischung aus gut gelaunt und nachdenklich und sagte von sich selbst, er sei Cartesianer, obwohl er am liebsten Geschichten erzählte, in denen Magie vorkam. Er war jemand, dem nichts fremd war. Solche Menschen mochte ich, bei ihnen hatte man nie das Gefühl, dass man irgendwie falsch oder anders oder schräg drauf war. Man hatte nur das Gefühl, dass man richtig war, dass alles richtig war, was man machte und sagte, und das war ein gutes Gefühl.

Das schien in der Familie zu liegen. Denn das war auch das Gefühl, das ich bei Len hatte.

Len erzählte gerne Geschichten. Bei den Sachen, von denen sie mir auf unseren Strandspaziergängen erzählte, wusste man nie, ob sie wirklich passiert waren oder nicht, aber das spielte auch keine Rolle.

Wir spazierten stundenlang über den Sand, wenn es heiß war, in Bikini und mit Sonnenhüten. Len hatte viele verschiedene Bikinis in unterschiedlichen Farben und

Stilen, bunt und schwarz und gepunktet und gestreift, meistens passte das Oberteil nicht zum Unterteil. Sie wickelte bunte tunesische Tücher um die Hüfte oder den Kopf, die im Wind wehten. Wenn es kühler war, hatte Len meine hellblaue Lieblingsstrickjacke an und ich ein dunkelrot kariertes Flanellhemd von ihr, es war ein Männerhemd, doch ich wusste nicht, welchem ihrer Freunde es ursprünglich gehört hatte. Wenn es windig war, wehte uns der Sand in die Ohren und überallhin, aber wir merkten es kaum, weil wir so vertieft ins Reden waren. Ich redete nicht unbedingt gern, später sagte Len mir, sie auch nicht. Das konnte ich gar nicht glauben, denn wenn wir beide zusammen waren, hörten wir nicht auf zu reden. Immer, wenn wir uns im Sommer wiedersahen, redeten wir die ersten Tage vermutlich vierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung, zumindest kam es uns so vor. Wir redeten dann überall, am Strand, im Meer, im Auto, beim Einkaufen und natürlich im Bett.

Einmal erzählte sie mir, wie sie als Kind im Meer schwimmen gelernt hatte. Sie war mit ihren Eltern am Strand und sie waren alle im Wasser, Len war ungefähr fünf Jahre alt. Ihre Mutter hatte sie auf dem Arm und ließ sie plötzlich ins Wasser fallen, und noch bevor ihr Vater sie auffangen konnte, war sie ihm davongeschwommen. Ihre Mutter behauptete, sie habe Len fallen lassen, damit sie schwimmen lernt, aber Len sagte, sie wüsste bis heute nicht, ob das stimmte oder ob es einfach ein Versehen war. Und sie wüsste auch gar nicht, was ihr lieber wäre.

»Ich wäre gerne Auftragskillerin, am liebsten eine russische«, erzählte Len weiter. »So ein richtiger Profi. Eine Killermaschine. Mit Nerven aus Stahl. Die alle Kampfkünste und alle Waffen beherrscht und die immer eiskalt bleibt und streng schaut. Die ihren Job erledigt, von Stadt zu Stadt zieht, überall zu Hause ist und fünf verschiedene Pässe hat. Die nur Kinder verschont, aber sonst kein Erbarmen kennt. Doch, ein Mann muss am Leben bleiben, der die Geschichte erzählt.«

Sie lachte grimmig.

»Die Auftragskillerin verdient irre viel Geld und hat irgendwann die Schnauze voll und setzt sich zur Ruhe. In einem einsamen Holzhaus in den Tiefen des russischen Lapplands, dort lebt sie mit ihren Hunden in der Stille des Schnees. Mit Huskys. Nein, mit Labradoren. Schwarzen Labradoren, damit man sie im Schnee sehen kann.«

So gingen wir durch das Sommermeer und sprachen über den Schnee und über Lens Zukunft als Profikillerin, und sie wirkte so entschieden, wie man nur wirken konnte, mit ihren Nerven wie Drahtseilen und ihrer Eiseskälte.

Und dann sagte sie plötzlich und blickte dabei auf den Horizont: »Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich will. Mal will ich dies, mal will ich das. Aber im Grunde weiß ich gar nichts. Ich bin einsam und verloren.«

Du bist gar nicht einsam und verloren, wollte ich ihr sagen, du hast doch mich, auch